

Rolf Hensel

Das war in Schöneberg

Neue Notizen zur Schulzeit von Hildegard Knef

Wir notieren einiges über ein junges Leben, dessen Fortgang später vielen am Herzen lag, in Schöneberg, in Berlin, vielerorts. Es kommt wenig über Liebe und Leidenschaft, durchaus etwas über Enttäuschung und Wut, einiges über eine Kindheit in Schöneberg, die von Hildegard Knef, jener Berliner Filmdiva und Chanteuse, für die alle ein Ohr hatten, namentlich alle Schöneberger, Wilmersdorfer ... und vielleicht auch noch der eine oder andere in Hollywood.

Nur wenig gibt es nachzutragen, wenn es um die Kindheit in der Bernhardstraße und die Schulzeit am Innsbrucker Platz geht. Aber einige Einzelheiten wären noch einmal ins Auge zu fassen und richtig aufzuschreiben. – Wir alle wissen inzwischen, wie es sich lebt zwischen Wexstraße und S-Bahnhof Wilmersdorf, wenn man auf einen „Geschenkten Gaul“ wartet, der das mühsame Leben etwas in Trab bringen möge und dem man natürlich nicht ins Maul schauen würde, wenn er denn käme.¹ Und er kam ja dann auch und schenkte einigen Glanz und Glimmer und dann wieder ziemlich viel Kummer, wie das bei den Gäulen so ist, die man sich nicht ausgesucht hat: Hildegard Frieda Albertine Knef lebte 28. Dezember 1925 bis 1. Februar 2002.

Es ist schier unbegreiflich, wie dieses Mädchen aus einem Gelände des Durchwindens, Durchkämpfens und Überlebens irgendwie ans Licht gekommen ist und soll es ja wohl auch sein, wenn es nach der Künstlerin geht, deren eigene und mediale Präsentation immer eine Collage war; aber bei welchem Künstler wäre das nicht so. Die Anmutung eines fast schon Zille-Milieus lässt die knep-typischen Kontraste sehr viel früher beginnen, als es die Dramen am Kriegsende und die ersten Schritte in die Öffentlichkeit vermitteln. Es ist aber richtig: Diese Wohngegend hatte noch nicht einmal einen respektheischenden Namen wie etwa „Rote Insel“, jener benachbarte Kiez mit der Leberstraße, aus dem Marlene Dietrich zwanzig Jahre zuvor entkommen war, dieser Stern, neben den die Vorstellung auch die Schöneberger Hilde an den Himmel hängt. Auch Hildegard Knef lebte zeitweise ausgerechnet in dieser Straße.

¹ Hildegard Knef, Der geschenkte Gaul. Bericht aus einem Leben, Verlag Fritz Molden: Wien, München, Zürich 1970; viele Auflagen, in viele Sprachen übersetzt.

Der Nachbarkiez Friedenau, das war etwas anderes, ganz anderes. Aber das Revier zwischen Innsbrucker Platz und Kaiserplatz war nichts, gar nichts, Durchgangsstrecke, Durchzug. Trotzdem lebten hier natürlich Menschen, die dem Dasein etwas abtrotzten, von Hausnummer zu Hausnummer und von Tag zu Tag, von morgens bis abends. Von der Schuhbesohlungsanstalt des Vaters ist die Rede, vom Werkzeugersatzteilladen, dem jüdischen Kurzwarengeschäft, den Nachbarn, die alltägliches Leben mittragen und miterleben ließen. Von einem Gang durch den Bahnhof nach Friedenau zum Maybachplatz oder Cosimaplatz hört man nichts. Was sollte man da auch. Der Bahndamm war und ist eine Mauer.

Was lernte Hilde am Bahndamm in der Bernhardstraße – beschallt durch den S-Bahnhof Wilmersdorf – über Alltag und Feiertag, über Lernen und Leisten, über Sitte und Anstand? Sie hat es uns erzählt. Und wie erlebte sie die Zeit als Schulmädchen? Auch darüber hat sie berichtet, ausführlicher als manche andere prominente Menschen. Die Schulzeit erhält in deren Büchern zur Lebensrückschau meistens nur wenig Raum. Diese Berichte konzentrieren sich allermeist auf das, was diese Leute berühmt gemacht hat. Zur ehemaligen Schule haben viele von ihnen eine gestörte Erinnerung. Oft gibt es auch nicht viel Schönes zu erzählen, namentlich bei jenen, die ihre Berühmtheit nicht unbedingt solchen Eigenarten verdanken, die mit Tafel und Kreide, Tisch und Buch, mit Heft und Tinte besonders erfolgreich umgehen lassen.

Das mag bei Büromenschen und Studierten anders sein. Aber in einem Genre, das mit großer Lebendigkeit und viel Kreativität, mit Ausstrahlung und Wirksamkeit auf Menschen und vielleicht Menschenmassen zu tun hat, findet man viele Männer und Frauen, die in der Zeit von Unterricht und Lernen teils heftige Konflikte mit der Formalität von Institutionen durchlebt hatten. Das liegt fast schon in der Natur der Sache. Nun sollen an dieser Stelle gar keine Namen genannt werden. Unter dem Stichwort „berühmt und schlecht in der Schule“ finden sich zahllose Persönlichkeiten, die jeder kennt und im Internet bestaunen kann, die Stars von Film und Fernsehen, aus der Politik und manchen anderen Gesellschaftsfeldern.

Wir überspringen einmal die Zeit der elementaren Schule. Hildegard Knef besuchte ab Mitte der dreißiger Jahre eine so genannte Mittelschule, die Städtische Mädchenmittelschule Schöneberg im Schulkomplex am Innsbrucker Platz, im selben Gebäude in Nachbarschaft zum Rückert-Lyzeum. Groß-Berlin hatte etwa dreißig Mittelschulen, Schöneberg anfangs nur diese eine kombinierte Knaben- und Mädchenmittelschule, weil in Schöneberg doch überraschend viele höhere Bildungsanstalten die Schülerschaft auf sich lenkten, später zwei. Es war in der Kaiserzeit eine schöne Gegend gewesen, auch keine arme. Mittelschule klingt

gediegen, respektabel, ordentlich, und war es auch. Sie führte über die Volksschulzeit hinaus und übernahm die Bildung für „gehobene Stellungen im praktischen Leben in politischer, geistiger, wirtschaftlicher und sozialer Beziehung“ mit einer Übergangsperspektive zum Gymnasium.²

Hildegard widmet in ihrer Rückschau in Begleitung vom „Geschenkten Gaul“ den Schuljahren einige Aufmerksamkeit und konfrontiert sich mit den Lehrkräften ganz überwiegend mit – sagen wir einmal – Abscheu. Dieses stets rosa Outfit plus Parteiabzeichen wollen wir zitieren; auch alles andere ist happig. Das mag neben so viel Warmherzigkeit und Solidarität mit dem Wexstraßenszenario auch etwas vom Blitzableiter haben, ein alternatives Bild neben jenen Mitmenschen, denen man nichts vorzuwerfen hat. Es ist ein Angriff auf solche, von denen man sich mehr Verantwortungsgefühl und Engagement gewünscht hätte und denen man das – auf dem Hintergrund einer gewissen Strenge der älter gewordenen Frau – absprechen will, vielleicht muss. Hier nun wird angeklagt, wie man mit einem umgegangen ist, wo man es anderen nicht vorwerfen will. Dazu nimmt sie sich diese Damen und Herren einzeln vor und entwickelt eine herbe Abrechnung, wie fair oder unfair kann man nur vermuten.³

Die langjährige Klassenlehrerin „Fräulein“ Klara Weise, geboren am 5. September 1885, war fünfzig Jahre alt, als sie auf Hilde Knef traf, die zu dem Zeitpunkt gerade Hildegard Wulfestieg hieß nach dem zweiten Mann ihrer Mutter. Das ging ja hin und her. Inzwischen war die gelernte Handarbeitslehrerin Konrektorin der Anstalt geworden. Privat lebte „die Weise“ in Friedenau in der Wielandstraße 19, einem schönen Haus von 1893/94, vielleicht dreißig Minuten Fußweg entfernt von der Schule in der Raetherstraße 2/3.⁴ Hildegard Knefs Darstellung ist durchaus hasserfüllt und unversöhnlich. Sie langt kräftig zu mit Blick auf Äußerlichkeiten, mit Bezug auf menschliche Facetten und Werthaltungen, und der Rückblick über mehr als dreißig Jahre schließt dann die politischen Facetten mit ein und findet die passenden Worte zu den nationalsozialistisch geprägten Stilelementen an diesem Ort.

Freilich: Eine N.S.D.A.P.-Parteizugehörigkeit dieser Klassenlehrerin – von der späteren Autorin mit Wucht in den Blick geschoben – lässt sich aus den Sammlungen des Landes- und Bundearchivs (Berlin) bisher nicht bestätigen, dafür eine Mitgliedschaft im Nationalsozialistischen Lehrerbund seit Juni 1933 und der NS-Volkswohlfahrt seit November 1934. Vielleicht hat die Schülerin und spätere Autorin das eine oder andere Mitgliedsabzeichen mit dem Parteiabzeichen

² Jens Nydahl, *Das Berliner Schulwesen*, Berlin 1928, S. 81-97.

³ H. Knef, *Der geschenkte Gaul*, wie Anm. 1, S. 19-26.

⁴ Ausschuß zur Herausgabe des *Lehrer-Verzeichnisses Berlin*, *Lehrer-Verzeichnis Berlin 1931*.

verwechselt. Jedenfalls kommt das Feindbild in effektvollen Farben herüber.⁵ – Am 30. Juni 1947 führte Frau Weise abermals Schülerinnen zum Schulabschluss, 35 Zeugnisse für die Mittlere Reife am selben Standort.⁶

Nebenbei sehen wir, dass der Gau Berlin in seinem Lehrerverzeichnis von 1938 nicht wenigen mit-aufgelisteten Personen eine absurde NSLB-Mitgliedschaft bescheinigt, die nachgewiesenermaßen zum Widerstand gehörten und heute teilweise von Yad Vashem geehrt werden, zum Beispiel Elisabeth Abegg, Bruno Laub, Kurt Pieper, Katharina Provinzki, Elisabeth Schmitz und manche andere. Auf diesen offensichtlichen propagandistischen Trick zur Pflege der Optik – wie anders soll man das deuten – sei bei dieser Gelegenheit einmal hingewiesen.⁷

Zwar sind Rolle und Wirksamkeit von Schullehrern- und lehrerinnen bis heute für die allermeisten Menschen, die eine Schulzeit durchlaufen haben, gewissermaßen naturgemäß eindrücklich und erinnerlich. Auch noch im 20. Jahrhundert stellten sie in der sich weiter ausformenden allgemeinbildenden Schule eine Instanz von großer perspektivischer Bedeutung dar, nicht zuletzt wegen ihrer Zuteilungsgewalt. Mit diesem Gewicht waren sie ausgestattet, mussten es nicht auf einer demokratischen Ebene von sich aus erwerben. Bedeutende und weniger bedeutende Pädagogen in der Schulpraxis taten das – muss man gerechterweise sagen – in vielen Fällen dennoch, in anderen freilich so wenig, dass Wedekind, Hesse, Musil, Hasenclever und andere am Anfang des Jahrhunderts Grund für ihre bekannten Jugenddramen hatten, in denen Verzweiflung bis zum Tod zum Ausdruck kam. Wir können davon ausgehen, dass sich die Bilder vermischen und dass der breit angelegte Angriff der Knef einige Bedürfnisse abarbeitet. Freilich: Dass Reformpädagogik am Innsbrucker Platz eine größere Rolle gespielt hätte, ist auch nicht bekannt.

Neben der Klassenleiterin kommen die Biologielehrerin Erna Lerche und die Turnlehrerin in die Schusslinie. Über sie können wir und müssen wir nichts weiter hinzufügen. Den Wutanfall mag man verstehen, wenn es um eine individuelle Lage geht und nicht um Schulgeschichte. Sonst würde noch mehr über den nationalsozialistischen Feierwahn, den ausufernden Unterrichtsausfall, die Fahnenappelle und Radioübertragungen und vieles andere zu berichten sein, über Ernteeinsatz und kriegsnützlichen Dienst nach Beginn der Kriege im Jahre 1939.

⁵ Bundesarchiv Berlin: Zentralkartei und Ortskartei der Parteimitglieder; NSLB-Kartei MF C 91, Nummer 96826. – Landesarchiv Berlin: Den Archiven für Entnazifizierungsvorgänge konnten keine Einträge für die fragliche Person entnommen werden.

⁶ Landesarchiv Berlin, A-Rep 20-43, Nr. 7, unpaginiert.

⁷ N.S.-Lehrerbund, Gauverwaltung Berlin, Die Erzieher Berlins 1938. Verzeichnis der Lehrkräfte, Lehranstalten, Schulbehörden und Parteidienststellen, Berlin 1938.

Menschlich gewendet fällt auf, dass die von der Autorin vorgestellten Personen vielfach keine Vornamen haben, ein Zustand, der erst sehr spät im vergangenen Jahrhundert von einem kulturellen Wandel erreicht wurde. Lange Zeit waren Menschen Wesen ohne Vornamen, auch in altmodischer Weise bei Knef, wenigstens im Schulteil; oder sie kannte sie tatsächlich nicht, durchaus möglich. Quasi aufgerufen und angetreten war man, eigentlich auf dem Kasernenhof; man hieß Meyer, Schuster, von Kreberg, Bergmann, Lehrer wie Schüler, Beamte wie Bürger, alle. Immer schon war man in Preußen auf dieses Verwirrspiel zu sprechen gekommen, immer wieder ohne durchgreifenden Erfolg. Die einfachen Leute haben diese unsolidarische, lieblose Ungenauigkeit und Vereinfachung durchaus übernommen, wenn von „der Lehmannschen von drüben“ die Rede ist, von „Mutter Blocken“ oder ähnlichen Ruppigkeiten, vielleicht auch Herzlichkeiten, je nach dem.

Es ist noch gar nicht lange her, dass die Vornamen hinzu kamen, sowohl in amtlichen Schriften wie in der persönlichen Begegnung, damit die einzelne Person endlich komplettierten und ihr ein individuelles Gesamtbild vermittelten. Alexander, Christina, Sabine und Manfred ließen lange auf sich warten. Das mit dem „Du oder Sie“ ist ein Thema für sich; über die Schweden ist an dieser Stelle nicht zu reden. Aber an „Ich bin die Julia“ hat sich inzwischen jeder gewöhnt.

Hilde war viel krank, ein Leben lang, wie wir wissen, auch in der Schulzeit: viele Schwächen, Fehlzeiten, Verletzungen, die auch die Stimme erreichten und einfärbten.⁸ – Dieses Problem teilte sie mit vielen anderen Menschen. Die Gesundheit der Lehrer und Schüler spielte selbst in den hochoffiziellen jährlichen Schulberichten in Preußen – vor allem an den höheren Lehranstalten – eine herausragende Rolle. Während heute ein Sterbefall in der Lehrerschaft oder unter den Schülerinnen und Schülern glücklicherweise ein sehr seltenes Ereignis darstellt, musste jahrzehntelang immer wieder über Trauerfälle berichtet werden. Die medizinische Versorgung hatte lange auf Fortschritte in der Breitenwirkung warten müssen. Erst Rudolf Virchow hatte für bessere hygienische Verhältnisse in der Stadt gesorgt. Die Diagnose und Behandlung von teils schweren Erkrankungen erfuhr erst allmählich größere Auswirkung. Auch die Alltagsrisiken machten den Menschen viel zu schaffen. Sicherheitsbewusstsein und Sicherheitsvorkehrungen waren noch nicht entwickelt, im Haushalt, im Umgang mit Geräten und Maschinen. Ein Glück war es, wenn man da und dort an die vorgesetzte Behörde – das

⁸ Hildegard Knef, *Das Urteil oder Der Gegenmensch*, Verlag Fritz Molden: Wien, München, Zürich 1975, viele Auflagen; Imre Kusztrich, *Ich bin kein Mannequin für Krebs. Reden, fühlen, zittern mit Hildegard Knef*, Neusiedl am See 2013.

Provinzialschulkollegium – schreiben konnte: „Der Tod hat in diesem Jahr keinen Schüler oder Lehrer aus unserer Mitte gefordert.“

Noch zu Anfang der dreißiger Jahre trug Hildegard Wulfestieg sehr schöne Zeugnisse nach Hause: alles war „gut“ am 31. März 1933, Betragen und Aufmerksamkeit sehr gut, bis zum März 1936 alles ziemlich gut. Das änderte sich tatsächlich an der Mittelschule. Schon im Herbst 1936 war alles irgendwie genügend, auch Betragen und Fleiß. 1937 lief es wieder etwas besser: zwei bis drei war das Gesamtbild. Am 1. April 1938 kam: das Betragen war „nicht gleichmäßig gut“ und das bekannte „H. muss ihre Vergesslichkeit ablegen“, wie auch immer man das finden mag. Überbewerten sollte man das nicht. Dass das typisch gewesen sei für ein ganzes Leben und den Umgang mit Misslichkeiten und Unheil, vielleicht.⁹

Für eine Zeit lang wissen wir nichts über Hildes Schulsituation. Es war die Zeit von Fahnenappell, „Deutschem Gruß“, HJ- und BDM-Umtrieb und Führerradioübertragungen, von den Tagen der nationalpolitischen Feiersucht: Führergeburtstag, Tag der nationalen Erhebung, der Arbeit, der deutschen Mutter, der deutschen Hausmusik, der Gefallenen der Bewegung, von Leo Schlageter, Hermann Löns und Friedrich Schiller, der Rückkehr des Saarlands, des verstorbenen Reichspräsidenten, der Deutschen im Ausland, der Tag von diesem und jenem: immer schulfrei. Das ns-typische Gebaren im Klassenzimmer bei Hildegard Knef stimmt mit den Erinnerungen von Reich-Ranicki, Böll, Fest, Lenz und anderen überein.¹⁰

Am 3. März des Jahres 1940 kam die Konfirmation in der Dorfkirche Alt-Schöneberg durch den langjährigen Pfarrer Martin Perwitz als eine Teilnehmerin unter 140 Konfirmanden.¹¹ Im Jahr 1941 musste Hildegard als Fünfzehnjährige überlegen, wie es weitergehen soll: vielleicht Abitur am benachbarten Rückertlyzeum. Aber es sollte Schluss sein mit dem Schulbetrieb, und man entschied sich für den Abschluss mit Mittlerer Reife. Und so kam es dann zum Abschlusszeugnis vom 31. März 1942 für die inzwischen Sechzehnjährige, ausgestellt immer noch und wiederum von Clara Weise, wie sie 1938 gelistet wird.¹²

Wir lesen: Die Schülerin hatte die Schule vom 15.4.1936 bis 31.3.1942 besucht, seit dem 8.9.1941 die Klasse 6 a; aufwärts gezählt, also die zehnte Klasse insgesamt. Führung und Haltung waren gut. Deutsch, Geschichte, Erdkunde,

⁹ Deutsche Kinemathek Berlin, Museum für Film und Fernsehen, Archiv.

¹⁰ Marcel Reich-Ranicki (Hg.), *Meine Schulzeit im Dritten Reich. Erinnerungen deutscher Schriftsteller*, Köln 1988, viele Auflagen; Alfred Neven DuMont (Hg.), *Jahrgang 1926/27. Erinnerungen an die Jahre unter dem Hakenkreuz*, Köln 2007, viele Auflagen.

¹¹ Evangelische Kirchengemeinde Alt-Schöneberg, Berlin, Archiv, 20/1940.

¹² N.S.-Lehrerbund, *Erzieher Berlins 1938*, wie Anm. 7, S. 263.

Rechnen und Raumlehre, Naturbeschreibung und Naturlehre „3“, Englisch und Französisch „4“, Gartenbau „2“, Hauswirtschaft „3“, Handschrift „3“ und Kurzschrift „4“, Zeichnen „1“. Die Leibeserziehung ist aufgeteilt: Leichtathletik 4, Schwimmen 2, Turnen 4, Spiele 2. – „Berufswahl: Zeichenlehrl. beim Film.“¹³

Das „is nich doll“ würden die Berliner sagen, aber „so isses eben“. Im Vergleich mit den 27 Mitschülerinnen, die nunmehr das Zeugnis der Mittleren Reife ausgehändigt bekamen, war das aber ein durchschnittliches Blatt. Frau Weise beurteilte im Ganzen gesehen einfach nicht besser. Die eine oder andere Schülerin hatte auch mal eine „Zwei“, manche andere auch eine Reihe von „Vieren“ und nicht selten eine „Fünf“. Hildegard liegt zum Beispiel in den Fächern Deutsch und Rechnen absolut in der Mitte. Zeichnen aber hatte sie immer schon interessiert, in Sonderheit die Aufnahme von Gesichtern älterer Menschen. Mit einer Mappe von Arbeiten konnte sie sich nach der Schulzeit auf dem Friedenauer Arbeitsamt und schließlich beim Film in Babelsberg vorstellen. – Die Berufswahl der Klasse variierte von büropraktischen und kaufmännischen Wünschen über technische Aufgaben bis zur Lehrerin. Elfmal wurde zunächst das „Pflichtjahr“ angeschlossen, seit dem 15. Februar 1938 verpflichtend für unverheiratete Frauen unter 25 Jahren: Arbeitseinsatz in der Landwirtschaft oder im Haushalt kinderreicher Familien.¹⁴

Es war eine Zeit gewesen, in der es nicht unbedingt üblich war, jemanden „gut“ zu bewerten. Mentalitätsgeschichtlich betrachtet weiß man, dass es mehr darum ging, vor allem Misserfolg und Tadel zu vermeiden, in Angst vor Bestrafung zu leben, nicht Anerkennung und Lob zu erwarten. Auch diese Qualitäten im Leben von Erziehung oder Zusammenarbeit kamen erst spät im vergangenen Jahrhundert im Zuge der Einflüsse durch die amerikanische Sozialpsychologie herüber, wurden wichtig für den Umgang von Eltern mit ihren Kindern und für Klima und Erfolg im Arbeitsleben und müssen sich inzwischen vor inflationärem Gebrauch schützen, um nicht als allzu „modisch“ Schaden zu nehmen.

Welche Rolle die politische Schreckenswelt der dreißiger Jahre für diesen jungen Menschen hatte, lässt sich nicht verlässlich beurteilen. Die Autorin Knef verurteilt sie zusammen mit den Lehrkräften, – wie anders. Es lohnt nicht zu sinnieren, ob eine Jugendliche von weniger als sechzehn Jahren wirklich einen kritischen Blick für das gehabt hätte, was um sie herum vorging, bewusster als unendlich viele andere politisch viel prominenter gewordene Leute, deren innere Verfassung durchaus hin und her changiert hatte, wie wir wissen. Und ob sie wirklich nicht beim Bund deutscher Mädel BDM gewesen war, wie sie im „Gaul“ sagt,

¹³ Landesarchiv Berlin, A-Rep 20-43, Nr. 4, unpaginiert.

¹⁴ Landesarchiv Berlin, A-Rep 20-43, Nr. 4, unpaginiert.

obwohl man um die ungefragten Massenaufnahmen weiß, auch wenn sie das 1944 bei der Reichsfilmkammer angekreuzt hatte, wahrscheinlich notwendigerweise, unvermeidlich: Das muss man nicht ausführlicher erörtern.¹⁵

Zwölf Schulzeugnisse bis 1938 finden sich im Nachlass der Künstlerin, danach keines mehr. Was hat ihr da so wenig gefallen, dass nur noch der Papierkorb ... ? So ist das jetzt mit dem Schulabschluss, dieser Situation, die bisher nicht bekannt gewesen ist und vielleicht auch nicht so wichtig. Denn danach ging es ja um anderes: akzeptiert werden, sich qualifizieren, etwas erreichen, von der Beschäftigung weiterwandern zur Profession, vom Eindruckmachen zur Verehrung, von der Ausstrahlung zum Glanz ... auf dem außerordentlichen Weg als Schauspielerin, Sängerin und Schriftstellerin.¹⁶

„Mit sechzehn sagte ich still: ich will“ lässt sie hören in dem vielleicht nachdrücklichsten Chanson „Für mich soll's rote Rosen regnen“. Schön wurde sie, für sich, für die Schöneberger, für viele: „Wir sind Hilde“ und „Hildeckind ist wie wir“. Dieses Schöneberg und den Innsbrucker Platz nahm sie wohl mit, irgendwie, bis nach Hollywood und wohin auch immer. Und krank wurde sie, wie viele andere auch, und durch das alles eine Heldin, eine Ikone, auch wenn sie die beste Sängerin ohne Stimme war, wie Ella Fitzgerald meinte: auch eine Mater Dolorosa der Branche, wie manche andere.

Sie sang für ihres gleichen die vielen Lieder, die immer wieder das nämliche Bild entwarfen: finden und verlieren, begegnen und auseinandergehen, hoffen und verzagen, konfrontieren und verzeihen, immer in der Polarität von Lächeln und Traurigkeit, von Skepsis und Zuversicht ... nie das eine ohne das andere, ein Daseinsspiegel: Für mich soll's rote Rosen regnen, So oder so ist das Leben, Eins und eins das macht zwei, Aber schön war es doch, Berlin – dein Gesicht hat Sommersprossen, Von nun an ging's bergab und vieles andere. Diese Aktualität geht nicht verloren.

Einen Platz im Herzen vieler Berliner hat sie in jedem Fall, vielleicht nicht aller; wo aber in der Landschaft? Die andere hat ihren Ort am Potsdamer Platz, Marlene, wo die Filme flimmern und die Sterne und bei den Festivals die Preise verteilt werden. Hilde hat ihren Platz am S-Bahnhof und Fernbahnhof Südkreuz, also wieder am Bahndamm, wo die Züge und Busse halten und die Taxis, wo man ankommt und weiterzieht, wo kaum Baum und Strauch stehen und niemand verweilt; Durchzug wieder mal, der Ort wie das Leben.

¹⁵ Bundesarchiv Berlin, RK 2600, Bl. 2748. Nach Christian Schröder, Hildegard Knef. Mir soll'n sämtliche Wunder begegnen, Berlin 2005, Anm. 43.

¹⁶ Corinna Weidner (Hg.), Hildegard Knef. Fotografien von Rico Puhmann, Berlin 2005; Jürgen Trimborn, Hildegard Knef, München 2007; Petra Roek, Fragt nicht, warum! Hildegard Knef. Die Biografie, Reinbek 2012.

Anhang

Für mich soll's rote Rosen regnen

Mit 16 sagte ich still: ich will,
will groß sein, will siegen, will froh sein, nie lügen.
Mit 16 sagte ich still: ich will, will alles oder nichts.

Für mich soll's rote Rosen regnen, mir sollten sämtliche Wunder begegnen,
die Welt sollte sich umgestalten und ihre Sorgen für sich behalten.

Und später sagte ich noch: ich möchte verstehen, viel sehen, erfahren, bewahren,
und später sagte ich noch: Ich möchte nicht allein sein und doch frei sein.

Für mich soll's rote Rosen regnen, mir sollten sämtliche Wunder begegnen,
das Glück sollte sich sanft verhalten, es soll mein Schicksal mit Liebe verwalten.

Und heute sage ich still: Ich sollt mich fügen, begnügen,
ich kann mich nicht fügen, kann mich nicht begnügen:
will immer noch siegen, will alles oder nichts.

Für mich soll's rote Rosen regnen, mir sollten ganz neue Wunder begegnen,
mich fern vom Alten neu entfalten, von dem, was erwartet,
das meiste halten. Ich will, ich will.